

# Der Schöpfer des «Grünen Heinrich» war selber ein Grüner

Gottfried Keller war seiner Zeit weit voraus. Er wusste um die Grenzen des Wachstums. Von Wolf Linder

In kaum einer Festrede auf Gottfried Keller fehlte im vergangenen Jubiläumsjahr ein Hinweis auf die politische Bedeutung seiner Werke. Doch kaum einmal bedachte man dabei, dass Keller politisch weit über seine Zeit und den kleinen Zürcher Raum hinaus wirkte.

So hätte sich etwa Martin Salanders Geschichte in ähnlicher Weise in den meisten jungen Industriestaaten abspielen können, und sie ereignet sich heute laufend in vielen Entwicklungsländern. Denn Kellers Roman ist mehr als die Geschichte eines Vaters und seiner Söhne, welche die rasanten Veränderungen ihrer Zeit – die demokratisch-liberale Revolution – mehr schlecht als recht bewältigen.

Die gesellschaftskritische Erzählung verweist auf Strukturelles. Untersuchungen zur Demokratieentwicklung und Industrialisierung zeigen für die meisten armen Länder ein ähnliches Muster: Demokratie, auf welchem Weg auch immer eingeführt, garantiert nur die Gleichheit der Stimme. Die ungleich verteilte Macht des Kapitals und das Gefälle in der sozialen Schichtung hingegen verschärfen sich.

## Mehr, mehr! Immer mehr!

In dieser Hinsicht erinnern Kellers Werke an einen berühmten Gesellschaftstheoretiker: Karl Polanyi sah in der Entwicklung und Verselbständigung der Marktgesellschaft jene «grosse Transformation», die alle gesellschaftlich-sozialen Verhältnisse grundlegend verändert. Wenn Menschen damit beginnen, all ihre Beziehungen zum Marktwert zu rechnen, werden For-

Gottfried Keller nimmt um 1885 die ökologische Frage vorweg, die uns heute so sehr beschäftigt.

men der Reziprozität und Solidarität zerstört, ohne dass sie sogleich durch neue ersetzt werden.

Aber Kellers Aktualität geht noch weiter und ist geradezu von globaler Bedeutung. In den Entwurfsnotizen zu «Martin Salander» sind folgende Aufzeichnungen erhalten geblieben: «Es wird eine Zeit kommen, wo der schwarze Segen der Sonne unter der Erde aufgezehrt ist, in weniger Jahrhunderten, als es Jahrtausende gebraucht hat, ihn zu häufen. Dann wird man auf die Elektrizität bauen. Aber da die lebenden Wälder jetzt schon langsam, aber sicher aufgefressen werden, wo werden die geregelten Wasserkrafts sein, welche die elektrischen Maschinen bewegen sollen? (...) Dahin führt das Wahnsinnige: mehr, mehr! immer mehr! welches das [Genug] verschlingen wird.»

Mit diesen vier Sätzen nimmt Keller um 1885 die ökologische Frage vorweg, die uns heute so sehr beschäftigt. Als Erstes mahnt er an, dass Ressourcen endlich sind. Zwar gibt es heute noch Wälder, und weder Kohle noch Erdöl sind erschöpft. Das Problem ist jedoch das schädliche Nebenprodukt ihrer Verbrennung. Der Klimawandel führt uns vor Augen, dass der Verbrauch des natürlichen «Segens» zum Problem wird, längst bevor er aufgezehrt sein mag. Ob die Dekarbonisierung durch erneuerbare Energien gelingt, bevor es zum gewaltsamen Kampf um die Vorherrschaft über knapper werdende Ressourcen kommt, ist eine offene, aber drängende Frage. Als Zweites nimmt Keller das grenzenlose Wachsen in den Fokus, wie es der Club of Rome ein Jahrhundert später tat.

Inzwischen versuchen Teile der Wissenschaft die «Grenzen des Wachstums» zu widerlegen: Technische Innovation erlaubt, stetig mehr zu produzieren bei ge-



Mit zunehmendem Alter schaute Gottfried Keller ernüchert in die Welt.

HULTON ARCHIVE / GETTY

ringem Ressourcenverbrauch. Damit liessen sich, zusammen mit Wettbewerb, ausreichend hohen Preisen für Umweltgüter und staatlicher Regulierung, die ökologischen Grenzen überwinden. Politisch eingelöst ist das Versprechen eines «nachhaltigen Wachstums» bisher freilich kaum. Aber es hat die Vorstellung, die Inanspruchnahme natürlicher Ressourcen könnte auf Grenzen stossen, aus dem Bewusstsein verdrängt. Seither ist es um die «Décroissance»-Bewegung still geworden, selbst bei den Grünen.

Da waren Kellers Denken und Bedenken radikaler. «Wahnsinn», würde er wohl ausrufen, ob unseres heutigen «mehr, mehr!, immer mehr!» Und er wäre nicht verlegen, treffliche Worte zu finden für dessen Ursachen: der Wachstumszwang von Unternehmen auf grenzenlosen Märkten; die Spekulationen der Finanzwirtschaft, mit denen sich Kapital im Sekundentakt vermehren lässt; die Wachstumszwänge des Staats, der mehr Sozialausgaben finanzieren und seine Macht ausbauen will; schliesslich das Unvermögen der Demokratie, politische Mehrheiten für das «Genug» zu

finden. Die Gier des Einzelnen hat Keller noch und noch an den Personen seiner Geschichten kritisiert.

Bleiben uns Fragen wie die: Warum führen die Segnungen des Wohlstands nicht zum «Genug»? Weshalb treibt das masslose «immer mehr!» zugleich hin zum «immer mehr ich»? Verirrt sich unser Ego mit seinem Streben nach Status, Einfluss, Bedeutung ebenfalls im Grenzenlosen?

## Leise Resignation

Wie aber ist Keller dazu gekommen, vor dem «wahnsinnigen Mehr» zu mahnen, welches das «Genug» ertränkt? Naturwissenschaftliche Erkenntnisse können es nicht gewesen sein. Zu den konstanten Themen in seinen Schriften gehörte jedoch die Kritik an den ungunstigen Zuständen der jungen Republik trotz, ja sogar wegen seiner tiefen Heimatverbundenheit. Beide zusammen zeichnen einen grossen, oft bunt geschilderten Bogen der Ambivalenz, an dessen Ende die ursprünglich laute Begeisterung in eine leisere Resignation abklingt.

Dennoch hielt Keller lebenslang fest an seiner Hoffnung auf die Demokratie. Das war ihm unveräusserlich. Hinzu freilich kam: Das Vaterland des Pantheisten Keller war weder gottgesegnet noch ewig, sondern ein Werden und Vergehen wie alles in der Welt. So, wie er es im «Grünen Heinrich» in der Vorstellung jener Friedhofserde geschildert hat, die, immer die gleiche und vermischt mit dem Staub der Vorfahren, von Generation zu Generation «bis zur Tiefe von zehn Fuss» umgegraben wird.

Liegt darin – über die dem Dichter zugeschriebene Welt- und Naturfrömmigkeit hinaus – eine Ehrfurcht vor dem Schöpfungsprozess? Gottfried Keller erinnert jedenfalls an Grenzen jeglichen menschlichen Tuns; an Grenzen, denen er treu blieb und die wir heute gerne vergessen. Damit wäre er für die Schweiz ein echter Grüner – und gleichzeitig weitaus mehr.

Wolf Linder ist emeritierter Professor für Politikwissenschaft an der Universität Bern ([www.wolf-linder.ch](http://www.wolf-linder.ch)).

## Auf dem falschen Fuss erwischt

Birgit Birnbacher erzählt das Leben als Sozialkomödie

PAUL JANDL

Auch dafür haben wir bekanntlich die Literatur: dass das, was sonst unten ist, plötzlich oben ist. Dass das Unwichtige wichtig wird und sich Rollen ändern. In Birgit Birnbachers neuem Roman, «Ich an meiner Seite», geraten gleich mehrere Rollen durcheinander. Die schillerndste Nebenrolle ist die einer Schauspielerin. Sie nennt sich Grazetta, heisst aber in Wahrheit Maria Meischberger.

Sie hat in Ingolstadt, München, Bonn und Hamburg gespielt und tritt im Roman zu ihrer Abschiedsvorstellung an. Als gute Seele kurz vor dem Tod. Die alte Frau erzählt einem jungen Mann aus ihrem Leben. Sie hat es hinter sich und er noch vor sich. Sie ist ein Pflegefall und er ein Fall auf Bewährung. Arthur, so heisst der Mensch, hat einige Zeit im Gefängnis verbracht. Jetzt muss er noch einmal von vorne beginnen.

## Tragikomischer Spass

Während die deutschsprachige Literatur heute soziale Dramen und prekäres Leben oft im Stil soziologischer Studien schildert und dadurch an Genauigkeit gewinnt, aber an Freiraum verliert, lässt sich Birgit Birnbacher mit ihrer Prekariatsgeschichte kaum festlegen. Gleich mehrfach geht es im Roman darum, dass Menschen auf die schiefe Bahn geraten, aber bei Birnbacher wird daraus kein Drama, sondern eher eine Sozialkomödie. Eine Satire, die alle Milieus angreift und sich nicht mit einem davon verbündet. «Ich an meiner Seite» ist ein tragikomischer Spass, der seine Pirouetten immer so setzt, dass man auf dem falschen Fuss erwischt wird.

Arthur wächst in bescheidenen österreichischen Provinzverhältnissen auf. Mit einer redlichen Mutter und einem mehr als unredlichen Vater, der zwar Ramon heisst, aber weniger weltläufig als flüchtig ist. Er verlässt die Familie. Ob das ein Glück oder ein Unglück ist, lässt sich schwer sagen. Denn auf den mittellosen Ramon folgt das BWL-Musterexemplar Georg. Mit Georg zieht es Arthurs Mutter Marianne bald nach Spanien, wo eine Klinik für Palliativmedizin aufgebaut wird. Arthur wird zu einem finanziell verwöhnten, sonst aber vernachlässigten Jugendlichen, der sich mit den illustren Freunden Princeton und Milla herumtreibt. Auch die Patientin Grazetta wird zur Freundin. Von der Ex-Schauspielerin lernt Arthur, dass man sich im Leben immer wieder neu erfinden muss.

Hier setzt sich der zweite Strang des Romans mühelos fort. Arthur ist in Wien. Er war in Haft, weil er irgendetwas gedreht hat, von dem man im Roman aber erst spät erfährt. Arthur ist auf Bewährung in Freiheit und trifft dabei auf einen gewissen Dr. Vogl, genannt Börd, der sein Leben noch weniger im Griff hat als sein Klient. Börd hat die Therapiemethode des «Starring» erfunden, bei der man sich selbst als Hauptfigur erfinden soll. In der Rolle des Guten. Mit diesem Therapeuten aber ist man selbst wie im Film. In einem Wiener Film noir, der auf Stadtrandbrachen spielt und in neonbeleuchteten Kantinen. In dem es ganovenhafte Schmalspurversionen von Sex, Drugs und Rock'n'Roll gibt.

## Wir spielen nur

Mit ihrem Text «Der Schrank» hat Birgit Birnbacher im letzten Jahr den Bachmann-Wettbewerb gewonnen. Was damals an ihrer Sprache gelobt wurde, erkennt man auch am Roman sofort. Es ist eine grosse Lakonie, mit der sich dieses Buch lockermacht und aus allen Fallstricken des Themas befreit. «Ich an meiner Seite» handelt von realen Verlusten und fiktiven Gewinnen. Bei aller sozialen Härte, die der Roman nicht zu erwähnen vergisst, gibt es auch eine beinahe utopische Botschaft: Wir spielen nur. Wir spielen unsere Rollen. Und manchmal sind wir sogar der Gute.

Birgit Birnbacher: Ich an meiner Seite. Roman. Zsolnay-Verlag, Wien 2020. 270 S., Fr. 34.90.